

DER SCHMETTERLING.

Ein Flugblatt zum Spiegel.

4.

Mittwoch, 25. Februar.

1855.

Theater.

Vesth. (24. Feb.) Der Fasching behauptet noch immer seine Rechte, d. h. alle Vergnügungen und Unterhaltungen konzentriren sich auf Tänze, und Hausbälle und Piqueniques sind es, die man in Vesth großen Redouten und Volksbällen vorzieht. Je enger die Kreise sind, desto beliebter und gesuchter sind sie; man fühlt sich dabei heimischer und gewissermaßen auch „nobler“, obwohl es unbestreitbar ist, daß es keinen imposanteren und vielleicht auch keinen poetischeren Anblick dieser Art gibt, als ein großer von Masken und Menschen aller Klassen wimmelnder Saal. Doch dem sei wie immer, dem Fasching wird heuer stark zugesprochen, desto weniger dem Theater. Es ist eine tolle Zeit der Fasching, und doch hat man manchmal einen richtigern Entscheidungssinn, als in der übrigen nüchternen Zeit des Jahres! angenommen, daß man niemals mehr heuerathet als in der Karnevalszeit. Aber um wieder auf das Theater zu kommen, so müssen wir bekennen, daß die uns gebotenen Stücke auch keinesweges der Art sind, um uns von dem lustigen Weifen eines Strauß oder eines Lanzners abzulösen. „Die Schreckensnacht im Schlosse Paluzzi“, „Ein Uhr“, die den Vesthern so oft par force aufgedrungenen „40 Räuber“ cc. cc. sind

eben so uralt, als durchaus nicht übereinstimmend mit fröhlich gestimmten Herzen. — Ein neues sogenanntes Lustspiel in 4 Akten, „der falsche Prinz“ genannt, ist wieder eine Variation des berühmten „Aschenbrödel“ und des nichtberühmten „Bräutigams aus Mexico“. Lustspiel sollte es nicht heißen, denn es ist selbst zur Post zu trivial und der Lache dabei, der kann! Hr. Grohmann, Dem. Leysitt, Mad. Grill, dann die Herrn Kisscher, Klauer, Künner und Possinger thaten das Ihrige, um ihren Rollen irgend einen plausiblem Anstrich zu geben. — Unser erste Flötist, Hr. Pfeiffer gab zu seiner Benefize das alte „Reiermädchen Fanchon.“ Diese Oper soll vor etwa 50 Jahren Glück gemacht haben, wozu allerdings das artige Buch von Kogebue mehr beigetragen haben mag, als die nichtsfagende Musik von Himmel. Heutzutage liegt Buch und Musik schon ganz außer dem Geschmack der Zeit und nur das treffliche Spiel und der gefühlvolle Gesang der Dem. Schebest (Fanchon) trug dazu bei, daß man die Piece noch gerne sah und hörte. Uebrigens zeigten sich unsere Schauspieler etwas unbeholfen im Gesange und unsere Sänger desgleichen im Spiele, letztere oft beides zugleich. Rühmliche Erwähnung verdient Herr Grohmann, auch die Hrn. Künner und Gaede, die jeder in ihrer Art Verdienstliches lei-

steten. — In den Zwischenakten hörten wir den kleinen Joseph Mayer (Schüler des Herrn Laborsky) Violinvariationen von Janfa auf eine solche vollendete Weise vortragen, wie sie ihm und seinem trefflichen Meister zur großen Ehre gereichen muß. — Der Benefiziant Hr. Pfeiffer spielte ein Klöten-Konzertstück von Dupuy mit einer von diesem geachteten Künstler gewohnten Virtuosität. Möge uns Hr. Pfeiffer nicht so sparsam mit seinen Leistungen bedenken!

J. M.

Wien (20. Febr.). Im Theater an der Wien erschien unlängst eine Parodie des Holtey'schen „Lorbeerbaum und Bettelstab“, unter dem Titel: „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab“ von J. Nestroy. Es ist bereits eine alte Geschichte, daß jedem guten Stücke eine Parodie nachhinkt, allein diese hinkt nicht ein Mal, denn sie hat weder Kopf noch Fuß. Derbe Späße, ein Paar passable Lieder und schlechte Darstellung sind die Würze dieser unschmackhaften Speise. — Im Theater nächst d. Kärnthnerthore sehen wir jetzt spanische Nationaltänze von einer Sängergesellschaft, unter der Direktion des Hrn. Font, aufführen. Ich kann darüber nichts berichten, als daß sie mir spanisch vorkommen. — Am 11. ward im k. k. Hofburgtheater ein neues 5 aktiges Trauerspiel: „Die Heimverusen“ von D. Ernst Wolt (Dr. Hornpostel) gegeben. Es ist nicht ohne schöne Ideen und dramatisches Interesse. Die Herren Löwe, Fichtner, La Roche, Anschütz und Beurteur spielten mit der an ihnen gewohnten Klassizität und erhielten eühmliche Anerkennung ihres schönen Strebens. — Der 22:te Jahrgang des Leopoldstädter „Theater-Albums“, zum Besten der Wittve des Schauspielers Ziegelhauser, herausgegeben

von E. Meisl und D. F. Reiberstorfer“ ist so eben erschienen. Beiträge von: Bauernfeld, Castelli, Langer, Bogl, Kuffner und mehreren Andern zieren den Inhalt dieses anspruchlosen Taschenbuches. Zwei Musikbeilagen von J. B. Ziegler und von Blumenthal und die Porträte der Schauspieler Quandt und Hausmann und der Sängerin Therese Lenz sind eine angenehme Zugabe. Alle Beitragsleistenden überließen ihre Aufsätze den Redaktoren unentgeltlich und sie wanden so aus ihren würzigen Geistesblüthen duftende Kränze, die sie am Altare der Wohlthätigkeit opferten und vom Heerde der Dankbarkeit lobet ihnen dafür die Flamme der innigsten Erkenntlichkeit der armen Wittve freundlich entgegen.

Adiaphoros.

Paris (im Febr.). Im Theater-Italien gab man zum Erstenmale die Oper: „I Puritani“, Text vom Grafen Vepoli, Musik von Bellini. Die Musik erschien hier in ihrer ganzen Jungfräulichkeit; sie hatte noch nicht den Weg von Neapel nach Florenz, von Mailand nach Venedig gemacht (man vergleiche indessen weiter unten den Artikel „Neapel“), sie ist noch nicht von italienischen Ohren beurtheilt worden. O, wie glücklich sind wir Pariser, die wir sie zum ersten Genuße erhielten! — Schon die Generalprobe, bei der die Elite der Künstler und der großen Welt zugegen war, gab von diesem neuesten Werke Bellinis die günstigste Idee. In dieser Familie: Solennität konnte schon der Maestro auf den bevorstehenden großen Triumph von Seite des Publikums gefaßt sein. Das Sujet der „Puritaner“ ist aus einem Drama von Ancelet entnommen, das kaum vor einem Jahre in dem Vaudeville-Theater unter dem Titel „Rundköpfe und Cavaliers“, ohne irgend einen Erfolg geze-

ben wurde. Die Handlung fällt in die große Epoche Cromwells. Die Soldaten rüsten sich zu einer Schlacht und rufen den Himmel in einer inbrünstigen Hymne an. In derselben Zeit wird die Hochzeit der Tochter des Generalgouverneurs, Lord Baldons vorbereitet. Elvire sollte nach dem Willen ihres Vaters den Sir Richard Forth heirathen, aber sie erklärt, daß nur Sir Arthurs Talbot derjenige sei, den sie liebe. Nun war aber Sir Arthurs Cavalier, was ein mächtiges Hinderniß war, um jemals die Hand der Tochter eines Anhängers von Cromwell zu erhalten. Nichtsdestoweniger trug Lord Walton kein Bedenken, um Sir Arthurs zum Gemahl seiner Tochter zu bestimmen. Allein das Feuer der Meinungen siegte bei dem jungen Cavalier über jenes der Liebe. Er unternahm es, die von den Puritanern gefangen gehaltene Henriette von England zu befreien. Er führte seinen Vorsatz aus und floh mit der Gemahlin Karls I. Elvire ward von dieser Flucht mit den grellsten Farben benachrichtigt: Sir Arthurs ist ein ungetreuer Liebhaber. Elvire wird darüber fast wahnsinnig. Großer Zorn der Puritaner: ein solches Verbrechen muß bestraft werden. Kourire werden den Fußstapfen Sir Arthurs nachgesendet. Man bemächtigt sich seiner Person und schon ist das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Hier sind wir bei der Lösung des Knotens. Man bittet um Gnade für den jungen Cavalier; Sir Arthurs wird gerechtfertigt und mit Elvire Walton vereint. — Man sieht aus dieser Kurzgefaßten Exposition, daß durch dieses Gedicht alle Empfindungen ausgedrückt werden können, wodurch eine Oper ihr Glück machen kann: Partheiß, sanfte Liebesempfindungen, getäuschte Hoffnung, Verzweiflung, Ausöhnung und vor Allem —

Thränen. Bellini machte von diesem herrlichen Sujet den besten Gebrauch, so wie man es von dem Kompositneur der „Sonnambula“, der „Straniera“ und des „Pirata“ zu erwarten berechtigt war. Kunstgerechte Behandlung, Effekt, immer vorherrschende Originalität sind Vorzüge, den wir in der Partitur des berühmten Tonsetzers enthalten hegegnen. Viele Nummern sind mit einstimmigen Bravos aufgenommen worden; unter andern mehrere Duetten zwischen Dem. Grisi und Lablache, zwischen dem Letztern und Tamburini, so wie eine Polonaise, gesungen von Dem. Grisi. — Lablache, Rubini, Tamburini und Dem. Grisi waren in den „Puritanern“ das, was sie immer sind: — bewunderungswürdige Sänger. — Nachdem was wir sagten, wäre es noch unnütz hinzuzufügen, daß der Triumph Bellinis vollständig war. Man rief ihn zweimal in Person heraus, um die einhelligen Beifallsbezeugungen des ganzen Saales in Empfang zu nehmen. R.

Neapel. (Sch.) (Aus einem Schreiben vom 31. Jänner.) Nur wer die süßliche Lebhaftigkeit, die laute Aeußerungsweise der Neapolitaner kennt, kann sich einen, wenn auch nur schwachen, Begriff von dem Enthusiasmus machen, der am 27. Jänner im Theater San Carlo fessellos tobte. „Ines de Castro“ tragische Oper, Musik von Persiani, eigends für die gegenwärtigen Mitglieder der Sängergesellschaft komponirt, ging zum Erstenmale in die Szene. Madame Malibran gab die Hauptrolle. Sie übertraf sich selbst — nie, nie hat noch zu Neapel eine Künstlerin solche Wirkung geschaffen. Ihre Leistung ist das Höchste, Unerreichbarste. Sie regt die zartesten Saiten des Gemüthes an, sie erhebt und entzückt. Freude, Liebe und Bangigkeit ergreifen wechselnd nach der

Situation, die Zuhörer, und Thränen rollen über alle Wangen, als Ines Schicksal sich zum Bösen wendet. — Die Musik hat allgemein angesprochen, sie ist reich an neuen Gedanken, und durch gelungene Instrumentation ausgezeichnet. Die Stücke die am Vorzüglichsten gefielen sind folgende: Ein Duet zwischen Madame Malibran und dem Tenor Duprez, das Finale des ersten Aktes, ein Terzett im zweiten Akte, gesungen von Madame Malibran, Desmoiselle Albini und dem Bassisten Porto, eine Arie des genannten Tenors, und die Schlußavatine durch Madame Malibran unnachahmlich vorgetragen — Die Herrn Duprez und Porto führten ihre Partien gelungen aus, und Dem. Albini war ganz an ihrem Plaze. Das Opernbuch, nämlich Plan und Ausföhrung, ist von Herrn Bidera, in Verse gebracht von Herrn Sammerano; es erhebt sich über das Gewöhnliche. — Die von Bellini für Madame Malibran, und die Herrn Duprez, Pedrazzi und Porto eingerichtete Partitur seiner zu Paris komponirten Oper „I Puritani,“ welche durch einige Zeit zu Marseille der Cholera wegen liegen blieb, ist nun hier angelangt, und wird nun so bald als möglich einstudirt werden. — Gewiß man kann unferer Theaterunternehmung, weder Gehil noch Eifer für das Beste des Publikums absprechen.

Allerlei.

Bayreuth. Der Elephant, der seit seinem Hiersein schon so manches Aufsehen machte, sollte nun, wie früher schon bemerkt, in einem eigends eingerichteten Wagen weiter transportirt werden; die Führer fürchteten je-

doch trotz seiner Beruhigung, den Gebrauch seiner Zähne, deren Kräfte er an dem Pfahlwerk seines Geheges recht auffallend zeigte, womit er, wenn es ihm etwa einfiel, sein Fuhrwerk zertrümmern konnte. Dieser seiner Waffen und seines Schmuckes sollte er heute beraubt werden. Mit vieler Vorsicht und kluger Anordnung wurde das Thier mit starken Stricken befestigt, und so auf das gegebene Zeichen mit einem Ruck durch die Gewalt rüstiger Männer geworfen. Ueberwältigt, hielt nun das kolossale Thier ganz gedulbig das Abschneiden seiner beiden Zähne aus; es wird nun noch so lange hier verweilen, bis die Wunde verschmerzt ist, während es nicht an theilnehmenden Zuschauern fehlt, die das Thier zu wiederholten Malen besuchen. S.

London. Zu Southampton erhängte sich vor 14 Tagen ein Mann, der Weib und Familie hatte, nachdem er in einer Parthie Taubenschießen, was seine Leidenschaft war, seinen letzten Schilling gewettet und verloren. M.

London. Der unlängst verstorbene englische Graf v. Portmore hatte auf seinem Todtbette befohlen, sobald sein Leichenbegängniß vorüber sei, seine beiden Lieblingspferde zu erschießen, damit kein anderer von ihnen Gebrauch mache. Der letzte Wille wurde vollstreckt. M.

Paris. Ein vornehmer Herr, der einen Freund in der Straße Noqueplane besuchte, befahl seinem Kutscher, ihn am Abend mit seinem Kabriolet abzuholen. Der Kutscher kam zur bestimmten Stunde, und ging an das Fenster des Portiers, den er ersuchte, seinem Herrn anzuzeigen, daß der Wagen da sei; plötzlich sprang aber ein Gauner in das Kabriolet und fuhr in vollem Galopp davon. S.

Umsonst ringt D o b o z i sich rasch hervor,
Umsonst reißt das Ross er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr sein Huf,
Schon nahen die Bürger mit Jubelruf.

D o b o z i starrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Glut.
Allein voll Ergebung in ihr Geschick
Liegt dort die Gefährtin mit nassem Blut.

Seine Kniee umklammernd gar heftig wilb,
Fleht nun zu dem Helben das bleiche Bild:
„D o b o z i, jetzt rasch deinen Säbel durchs Herz,
Von Liebeshand sterben hat wenig Schmerz.“

„Nicht laß' mich zum Opfer der Nothen sein,
Daß sie mich nicht höhnen in langer Pein,
D o b o z i, wir sind aus magyarischen Blut,
Zeig was für die Ehre der Ungar thut!“

Und rasch hat zertheilt sie den Busenflor,
Draus quellen zwei Lilienhügel hervor,
D o b o z i starrt auf sein Weib, auf den Feind,
Er starret — als hätt' ihn der Schmerz versteint.

Und die Rotte schon sprengt heran die Haide —
„D o b o z i! — D o b o z i! — jetzt ist es Zeit!!“ —
Da blitzt sein Säbel — da springt ein Duell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf
Dann stürmt er hinein in der Feinde Hauf,
Nun thut's um das Netzen nicht weiter Noth
Jetzt gilt's nur noch einen Magyarentod.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht
Daß ein Blutbach über die Haide geht,
Zehn Leben schon haben das Blut bezahlt
Das den schönsten Busen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf seinen Knie'n,
Und sieht noch manch Leben von hinnen flieh'n,
Da sinkt er — und rufet im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentob!“

J o h a n n N. B o g l.

C l a u d e G u e u r.

(B e s c h l u ß.)

Wie kürzen die Geschichte ab. — Am 16 März 1832 erschien Claude Gueur, vollkommen hergestellt, vor den Äffsen von Troyes. Eine unermess-

liche Volksmenge war zugegen. Claude zeigte eine würdige Haltung vor dem Gerichte. Seine Kleidung war die eines Sträflings von Clairvaux.

Der königliche Procurator hatte den Saal mit allen Bayonetten des Arrondissements angefüllt, „damit, wie er sich beim Anfange des Verhörs äußerte, alle die Bösewichter, deren Zeugniß vernommen werden müßte, in Respekt gehalten würden.“

Als die Verhandlung beginnen sollte, rief man auf eine sonderbare Schwierigkeit. Keiner der Zeugen jenes Ereignisses am 4. November wollte gegen Claude aussagen. Der Präsident bedrohte sie mit seiner ganzen Gewalt. Alles war vergebens. Hierauf befahl ihnen Claude, gegen ihn Zeugniß abzugeben, worauf sie aussagten, was sie gesehen hatten.

Claude hörte alle mit tiefer Aufmerksamkeit an. Wenn einer von ihnen, sei es aus Vergessenheit oder aus Zuneigung für ihn, eine Thatsache, die seine Angelegenheit verschlimmerte, auslies, so berichtete Claude die Angaben.

Es gab einen Augenblick, in welchem die anwesenden Frauen ihre Thränen nicht unterdrücken konnten. Der Sträfling Albin ward vorgerufen. Die Reihe, zu zeugen, war an ihm. Wankend und schluchzend trat er ein. Die Gensdarmen konnten nicht verhindern, daß er Claude in die Arme fiel. Lächelnd sagte Claude zu dem königlichen Procurator: Sie sehen hier einen Bösewicht, der sein Brod mit denen theilt, welche hungern, dann küßte er Albin die Hände.

Nachdem der letzte der Zeugen erschöpft war, erhob sich der königliche Procurator und nahm das Wort. Ihm folgte Claude's Sachwalter. Die Redner für und wider folgten dem gewöhnlichen Ritus, den man einen Kriminalprozeß nennt.

Claude hielt jedoch dafür, es sei noch nicht Alles gesagt. Er erhob sich und sprach mit solcher Kraft, daß manche Anwesende darüber von Staunen betroffen waren. Es scheint, daß in diesem armen Tagelöhner eher die Seele eines Redners, als die eines Mörders ihren Wohnsitz hatte. Er sprach stehend, mit durchdringender Stimme, offenem Auge, ehrlich und entschlossen, mit einer beinahe immer gleichen Gebärde, die jedoch voll Kraft war. Er stellte die Thatsachen vor, wie sie waren, einfach, ernst, ohne weder zu vergrößern, noch zu verkleinern, und gestand Alles ein. Zuweilen hatte er Augenblicke hoher Beredsamkeit, welche die Menge hinrissen, und wo man sich unter den Zuhörern das wiederholte, was er gesagt hatte. Dann verbreitete sich ein leises Gemurmel, während dessen Claude Athem schöpfte und einen stolzen Blick auf die Umstehenden warf. In andern Momenten war dieser Mensch, der nicht einmal lesen konnte, sanft, höflich, und sprach in gewählten Ausdrücken. Nur einmal ließ er sich von einem aufbrausenden Zorne hinreißen. Der Procurator des Königs sagte nämlich in seiner Rede, Claude Gueux habe den Aufseher D. ermordet, ohne von dessen Seite, weder durch Worte, noch durch Handlungen dazu gereizt worden zu sein.

Wie, rief Claude aus, ich ward nicht gereizt? — Doch ganz recht, ich begreife. Ein Trunkener gibt mir einen Schlag, ich tödte ihn, ich ward gereizt. Sie begnadigen mich und schicken mich auf die Galeeren. Aber ein Mensch, der nicht betrunken und im vollen Besitze seiner Vernunft ist, erniedrigt mich vier Jahre lang, preßt mir eben so lange das Herz zusammen,

nicht mich alle Tage, alle Stunden, alle Minuten mit einer Staknadel an irgend einer wunden Stelle. Ich hatte ein Weib, für das ich stahl; er quält mich mit diesem Weibe; ich hatte ein Kind, für das ich stahl; er quält mich mit diesem Kinde. Ich habe nicht Brod genug, ein Freund reicht mir welches, er raubt mir meinen Freund und mein Brod. Ich verlange meinen Freund zurück, er wirft mich in den Kerker. Ich sage ihm, daß ich leide, er antwortet mir, daß ich ihn verbrießlich mache. Was bleibt mir unter solchen Umständen übrig? Ich tödtete ihn. Jetzt bin ich ein Ungeheuer, das einen Menschen tödtete, der mich nicht gereizt hat. Sie lassen mir den Kopf abschlagen. Nur immer zu!

Nach einer viertelstündigen Berathung ward Claude Guey von diesen 12 Geschwornen zum Tode verurtheilt. Als man ihm sein Urtheil vorlas, sagte er bloß: „Gut! aber warum hat dieser Mensch gestohlen, warum hat er gemordet? — Auf diese beiden Fragen sind die Geschwornen die Antwort schuldig geblieben!“

In das Gefängniß zurückgebracht, verschmähte er es, das Rechtsmittel der Kassation zu ergreifen, und gab in dieser Beziehung nur den dringenden Bitten einer der barmherzigen Schwestern nach, die ihn darum angegangen hatte. Während sein Urtheil der höchsten Behörde vorlag, hatte er mehreremal Gelegenheit zu entweichen. Es ward ihm durch das Luftloch ein Nagel, eine Feile und ein Stük von einer Säge zugeworfen. Jedes dieser drei Dinge wäre für einen so intelligenten Menschen, wie Claude, hinreichend gewesen, sich seiner Ketten zu entledigen. Er stellte Alles dem Kerkermeister zu.

Am 8. Junius 1852, 7 Monate und 4 Tage nach dem Morde, erschien der Tag der Hinrichtung. Morgens um 7 Uhr trat der Gerichtschreiber in Claude's Kerker und kündigte ihm an, daß sein Gesuch verworfen worden sei, und er nur noch eine Stunde zu leben habe.

Wohlan denn, sagte Claude kalt, ich habe diese Nacht gut geschlafen, ohne daran zu denken, daß ich die nächste Nacht noch besser schlafen würde.

Es scheint, daß die Worte starker Menschen bei der Annäherung des Todes immer einen gewissen Ausdruck von Größe annehmen.

Sofort kam zuerst der Priester und nach diesem der Scharfrichter. Er war demüthig gegen den ersten, sanft gegen den letzten, und behauptete gegen beide seine volle Geistesgegenwart. Während man ihm die Haare abschneidte, sprach jemand in der Ecke des Kerkers von der Cholera, welche damals Troyes bedrohte. „Ich für meinen Theil, sagte Claude, habe keine Angst vor der Cholera.“ Uebrigens hörte er dem Geistlichen mit großer Aufmerksamkeit zu, und bebauerte lebhaft, keinen Unterricht in der Religion erhalten zu haben.

Auf seine Bitte hatte man ihm die Scheere zurückgegeben, mit welcher er sich verwundet hatte. Er bat den Kerkermeister, sie in seinem Namen seinem Freunde Abin zu übergeben, dem er auch die Brodportion überschickte, die ihm an diesem letzten Tage gereicht wurde.

Diejenigen, welche ihm die Hände banden, bat er, ihm in die rechte Hand das Fünffrankenstük zu geben, welches er von einer der barmherzigen Schwestern erhalten hatte.

Um 7 auf 8 Uhr verließ er das Gefängniß mit der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen düstern Begleitung. Er ging zu Fuße, sah blaß aus,

und hielt das Auge auf das Kreuz des Geistlichen gerichtet, hinterlegte übrigen den Weg mit festen Schritten.

Man hatte diesen Tag zur Hinrichtung gewählt, weil es ein Markttag war, damit so viele Blicke als möglich sich auf ihn richten sollten.

Mit erstem Blick auf das Kreuzgerüst bestieg er das Blutgerüste, und nahm sowohl von dem Geistlichen als von dem Nachrichten Abschied. Als man ihn an der Guillotine festband, bat er den Geistlichen, das Fünffrankenstück aus seiner Hand zu nehmen, indem er sagte: Für die Armen! Da es in diesem Augenblicke 8 Uhr schlug, so übertönte der Klang der Glocke seine Stimme, der Geistliche erwiderte ihm daher, daß er ihn nicht verstehe. Claude wartete den Zwischenraum zweier Schläge ab, und wiederholte sanft: Für die Armen!

Der achte Schlag hatte noch nicht ausgetönt, als sein Kopf gefallen war.

E i n E i n s t u r z.

Jean Queiron, ein Maurer, arbeitete in dem Brunnen der Gemeinde Fleurac. Die Maschine, welche den Schutt herauschaffen sollte, war voll; als er sie hinaufziehen ließ, wollte er sich erst einiger Steine versichern, die über ihm herabzustürzen drohten, er stieg deshalb an dem Seile hinauf, und hatte kaum das Drittel der Höhe erreicht, als eine große Masse Erde sich lostrennte und ihn verschüttete. Man hört schreien, man ruft um Hilfe. Der gewöhnlich fünfzig Fuß tiefe Brunnen ist ein schrecklicher Abgrund geworden. Selbst in dem Einbruche sind noch Risse von unergründlicher Tiefe — doch hörte man ein halb ersticktes Nethzen und gibt also die Hoffnung nicht ganz auf. Franz Chaumel, 19 Jahre alt, trotz allen Gefahren, um den Verunglückten zu Hilfe zu kommen. Er läßt sich an einem Seile hinunter, und steigt trotz den Steinen und Erdmassen, welche jeden Augenblick nachzustürzen drohen, in den Brunnen hinab. Schon hat er zwei Stunden gearbeitet, schon hat man zwei Karren voll Schutt weggeschafft. Er ist nur unweit noch von dem Verschütteten entfernt, der seinen Eifer durch Bitten und Ermunterungen belebt. Müde löst sich oben ein Stein los, fällt herunter und verwundet Chaumel am Kopfe. Das Blut, die Ermüdung, die Furcht, ebenfalls lebendig verschüttet zu werden, alles dies bricht seinen Muth; er ruft, man solle ihn hinaufziehen. Sein mit Blut besetztes Gesicht macht die Umstehenden bestürzt, doch steigt ein junger Maurer, Bernard Laporte, nach ihm hinunter. Es gelingt ihm, den Kopf und einen Arm des Verschütteten frei zu machen, der immer mehr auflebt, je weiter er wieder an die Luft kommt. Aber auch Laporte erhält eine bedeutende Wunde am Kopfe, dann blickt er in die Höhe, und die ungeheuern, über ihm hängenden Massen setzen ihn in Furcht; ein eisiger Schauer verdrängt den früheren Eifer, er fühlt sich ganz geschwächt und läßt sich hinaufziehen. Bei seinem Anblicke entsteht eine allgemeine Bestürzung; Niemand will sich erbitten lassen, hinunter zu steigen. Endlich entschließt sich Chaumel, der sich unterdeß wieder erholt hat, sich noch einmal hinunter zu lassen und sagt: „Ich will ihn retten oder selbst umkommen!“ Bald ist er wieder bei dem Verunglückten. Beide hören, was man oben spricht, sie glauben sogar die

Schritte zu hören, so aufgelockert und zerrissen ist der Boden über ihnen. Chaumel ruft deshalb hinauf, man möge nicht nahe an den Brunnen treten. Die Nationalgarde vertreibt die Menge, und stellt Wachen rund um den Brunnen. Chaumel muß die größten Steine umher zusammentragen, und eine Art Gewölbe über den Verschlütteten und sich selbst bilden, um bei einem neuen ziemlich wahrscheinlichen Unglücke die herabfallende Erde abzuhalten. Nach zweistündiger Arbeit hat er nur noch ein Bein des Maurers freizumachen, aber dies liegt unter einer großen Masse, die nur mit großer Gefahr bewegt werden kann. Er gibt den Bitten des Verunglückten endlich nach, bindet ihm einen Strick um den Leib, und fordert die Obenstehenden auf zu ziehen, aber Alles vergebens. Der Fuß des Maurers zerbrach eher, als daß er herausgezogen war. Da ergreift Chaumel einen verzweifelten Entschluß; er steckt unter jene Masse einen Eisenstab und hebt daran; die Spalten öffnen sich unter dumpfem Rollen weit, und die Steine u. s. f. fangen wieder an herabzufallen. Aber der Maurer kann den Fuß herausbringen und wird hinauszogezogen. Oben fiel er sogleich in Ohnmacht, und eine Stunde nachher stürzte ein Stück Boden von der Größe eines Hauses nach.

Schiffahrt von Kola nach Petersburg auf einer Ladia.

Wer in Rußland gewesen ist, kennt die schweren Barken, welche Ladias heißen, auf den großen Flüssen zum Transport der Erzeugnisse des Innern dienen, und vielleicht von allen Fahrzeugen am wenigsten für das Meer passen. Trotz den vielen Schwierigkeiten, welche eine Fahrt mit einer Ladia schon auf einem Flusse gewährt, hatte ein Einwohner von Archangel, Namens Iwan Waskin, die Kühnheit, von Kola auf einer Ladia, der „heilige Nikolaus“ genannt, mit einer Ladung Fische nach St. Petersburg zu fahren, das Nordcap zu umschiffen, und sich den Herbststürmen in dem baltischen und Nordmeere auszusetzen. Am 27. Oktober kam er in Petersburg an, nach einer 72tägigen Fahrt und vielfachen Gefahren, aber doch glücklich. Der „heilige Nikolaus“ liegt gegenwärtig vor dem Admiralitätsgebäude und erregt die allgemeine Neugierde, da es, so lange Petersburg steht, nicht vorgekommen ist, daß eine solche Reise auf einer solchen Rußschale gemacht wurde.

Die musikalische Blödsinnige.

In der Salpetriere (einem Narrenhause bei Paris) befindet sich seit ihrer frühesten Jugend eine ungefähr 60 Jahre alte Blödsinnige, die so sehr geisteschwach ist, daß sie sich nicht selbst anziehen, nicht reden lernte u. s. f., sondern nur grunzende Töne von sich gibt. Vor einiger Zeit bemerkte man indeß, daß Gesang und überhaupt Musik einen außerordentlichen Eindruck auf sie machte; sie singt jede Melodie nach, welche sie hört, ja führt eine nur angefangene, die sie zum ersten Male hört, passend zu Ende und geräth in eine Art von Entzücken, wenn man auf einer Flöte oder einem Piano vor ihr spielt. Der schnelle Uebergang von den tiefen zu den hohen Tönen wirkt auf sie wie ein elektrischer Schlag, und jedesmal, wenn man den Versuch auch zwanzig-

mal hinter einander wiederholt. Ihr Entzücken über Musik ist so groß, daß sie sogar das Essen stehen läßt, um ungestört zu hören.

Der versteinerte Wald.

Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Morea gehört der versteinerte Wald. Viele Reisende haben den Wasserfall bei Navarin gesehen, aber wenige sich die Mühe genommen, den Berg zu ersteigen, von dem er herabstürzt, und jene riesigen versteinerten Baumstämme zu bewundern, welche durch ihre Stärke jede Vegetation unserer Zeit übertreffen, als Skelette eines vorfluthlichen Waldes über einander geschichtet liegen und die Seele des Schauers zwingen, an die unbekanntesten Zeiten der Urwelt zu denken.

Da wo der Bergbach sich in die Tiefe hinabstürzt, steht ein großer, außerordentlich alter Baum, den das einsame Feuer der Hirten ausgehöhlet, welche darin Fels in den kalten Winternächten am Rand des Abgrundes schlafen. Ich kam auch an diesen schauerigen, imposanten Schauplatz und hielt mich an einem Aste fest, um einen Blick in den Abgrund thun zu können. Nach mehreren kleinern Fällen stürzt sich das Wasser 150 Fuß hoch senkrecht an den Felsen hinab, die es glättet und aushöhlet, und fließt dann durch ein Thal hin, um sich in das Meer zu ergießen. Man hört hier keinen Laut, als den Widerhall der Hirtenschläge der Holzhauer in dem Walde zu Rembe.

Durch den versteinerten Wald rauscht jener Bergbach. Das Wasser des Falles besitzt allerdings verfeinernde Eigenschaften, aber man begreift nicht, wie es sich auf einer so großen Fläche ausbreiten und zu so verschiedener Höhe reichen konnte. Das Wasser, das durch den Wald stürzt, erregt einen fettartigen Ton, gleich einer übernatürlichen Stimme, welche aus der Höhe herabzukommen scheint, und den einsamen Wanderer mit schauerigen Gedanken an die andere Welt erfüllt.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Die beiden in London angekommenen türkischen Offiziere sind dem Herzoge von Wellington vorgestellt worden. Der Zweck ihrer Reise besteht darin, England zu sehen und seine Einrichtungen kennen zu lernen. Sie sind von der großherrlichen Garde. Der Eine, Nemi Bey, ist ein Sohn des vorigen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Der Herzog von Wellington, der sie mit großer Höflichkeit

empfang, äußerte bei der Unterredung, die er mit ihnen hatte, sein Bedauern darüber, daß sie London zu so einer traurigen und finstern Jahreszeit besucht hätten, worauf der Eine erwiderte: „Seit wir in England sind, haben wir täglich neues Licht gesehen und haben keinen Grund, uns über die Dunkelheit Ihrer Atmosphäre zu beklagen.“

Brüssel. Ganz Brüssel ist enthusiastisch über den kostümirten Ball bei Hofe, der das Glänzendste überstrahlte was man noch je dort gese-

hen. Die junge Königin trug das Kostüm der Margaretha von Oesterreich, Regentin der Niederlande unter Philipp II., Tochter des Kaisers Maximilian und der Maria von Burgund. Die Herzogin von Cremsperg trug das alterthümliche Kostüm einer der erlauchtesten Prinzessinen ihres uralten Fürstenhauses, mit der Herzogskrone in Diamanten und dem Fürstenmantel von Drap d'Or mit Hermelin. Die Prinzessin von Stollberg erschien in ihrer Tracht als Nebtiffin von Mons, mit dem großen blauen Ordensbande. Um Mitternacht erschien der König, der der Herzogin von Cremsperg den Arm gab, und unterhielt sich auf's Freundlichste mit den Anwesenden. Der Ball soll 600,000 Fr. in Umlauf gebracht haben. S.

Edinburg. Ein Wächter im nördlichen Schottland, dessen treffliche Rübenfelder häufig geplündert wurden, besäete im verwichenen Jahre ein großes Stück Feld am Wege mit diesem Gemüse „zum Gebrauch des Publikums,“ und ließ bei demselben eine Tafel aufstellen mit der Inschrift: „Man wird ersucht, bloß von diesem Felde zu stehlen.“ — Ein anderer Wächter, der dasselbe Schicksal hatte, bat das Publikum auf ähnlichem Wege, wenigstens mit der einen Reihe Rüben ganz aufzuräumen, ehe man mit der nächstfolgenden beginne. S.

London. Ein in London erschienenenes Werk, „Publicus“ betitelt, enthält eine Uebersicht des Einkommens der Geistlichkeit in allen christlichen Ländern, aus welcher hervorgeht, daß England jährlich der bischöflichen Geistlichkeit die ungeheure Summe von 8,896,000 Pf. Sterl. auf eine Bevölkerung von 6,400,000 Gläubigen bezahlt, während alle übrigen christlichen

Länder zusammen, bei einer Bevölkerung von 195,678,000 Gläubigen, ihrer Geistlichkeit nur die Summe von 8,591,000 Pf. Sterl. entrichten. M.

Paris. Auf den Märkten und in den Hallen zu Paris wurden seit Kurzem den Köchinnen sehr häufig ihre Einkaufsgelder aus den Taschen gestohlen. Am 11. Febr. versammelte sich eine Gruppe derselben auf dem Gemüsemarkt, und klagte laut über die an ihnen begangenen Plünderungen, als ein Polizeibeamter, der ihnen gehörte, eine wohlgekleidete Dame in der Nähe stehen sah, von der er wußte, daß sie schon früher Uhren, Borsen u. dergl. an den Eingängen der Theater gestohlen hatte. Er lud sie ein, ihm in das Wacht haus zu folgen; hier wurde sie durchsucht, und man fand bei ihr eine Börse mit 60, einen Beutel mit 20, ein Sackuch mit 15 Frank's, nebst zwei werthvollen Tabaksdosen. Die Dame wurde in das Gefängniß gebracht. S.

London. In den englischen Zeitungen, welche in Ostindien erscheinen, liest man eine seltsame Anzeige. Der König von Ludow bringt nämlich durch die Zeitungsblätter seinen Wunsch zur Kenntniß des Publikums, eine Engländerin oder irgend eine andere Europäerin zu heirathen. Sie soll alle Vortheile und Rechte einer Königin genießen, muß aber dem Zukünftigen ein Vermögen von 50 Laß Rupien, d. h. etwas über 3 Mill. preuß. Thaler, zubringen. — M.

Modenbild. Nr. 10.

Pariser Frühlingsanzüge vom 15. Febr. Die Dame: Hut von Gros de Naples mit einer Feder geziert. Ueberrock von Gros de Naples mit hinaufgehendem Leibe. — Der Herr: Oberrock von Castorin.

Moderne Hänge-Locken, die nie aufgehen, sind in Melbers Friseur-Gewölbe, in Pesth, Dorothea-Gasse, Nr. 8, zu haben.